

Der lange Weg zum Wissen - Zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung

Autor(en): **Bless-Grabher, Magdalen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Familienforschung Schweiz : Jahrbuch = Généalogie suisse : annuaire = Genealogia svizzera : annuario**

Band (Jahr): - **(2000)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-697755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der lange Weg zum Wissen – Zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung¹

Magdalen Bless-Grabher

Summary

Since antiquity the history of women's formal education is a history of separation: girls and women were excluded from institutions of higher learning. Their deficiency of knowledge was often interpreted as proof of their natural stupidity and inferiority to men. Nevertheless, throughout the centuries there were strong-willed, tough women who, either from their own learning or through the support of their families or that of the monasteries, enjoyed a solid education and stood out for their intellectual achievements. It was not until the 19th and 20th centuries that the hurdles of women's education were conquered and the formal barriers removed.

Résumé

Depuis l'antiquité l'histoire de l'éducation des femmes était une histoire de la délimitation: Les jeunes filles et les femmes étaient exclues des institutions d'une éducation secondaire ou supérieure. Souvent leur manque d'instruction passait pour la preuve de leur ignorance et sottise naturelle. Quand-même il y avait à travers les siècles et les millénaires toujours des femmes qui obtenaient une bonne éducation, soit comme autodidactes, soit grâce au soutien par leur familles ou dans des couvents, des femmes qui brillaient intellectuellement. Seulement au cours du 19^{ième} et du 20^{ième} siècle les barrières de l'éducation supérieure des femmes sont tombées.

¹ Dieser Beitrag konnte mit Hilfe von Frau Dr. Susanne Züst, Zürich, gedruckt werden.

Zusammenfassung

Seit der Antike war die Geschichte der Frauenbildung eine Geschichte der Ausgrenzung: Mädchen und Frauen waren von höheren öffentlichen Bildungsstätten ausgeschlossen. Nicht selten wurde ihr entsprechender Bildungsmangel als «Beweis» dafür ins Feld geführt, dass sie von Natur aus dümmere seien als Männer. Dennoch gab es durch all die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch immer wieder zähe Frauen, die sich als Autodidaktinnen, dank familiärer Unterstützung oder in Klöstern, eine gute Bildung aneigneten und sich geistig hervortaten. Erst im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts fielen die formellen Schranken und Hürden der Frauenbildung.

Einleitung

Erziehung und Bildung hängen stets eng mit dem vorherrschenden Menschen- und Weltbild zusammen. In Bezug auf die Frauen wurde die Erziehung durch jahrhunderte- und jahrtausendealte Vorurteile beeinflusst, die sich teilweise bis ins 20. Jahrhundert erstaunlich zäh am Leben hielten. Dazu zählte etwa die Idee, dass Männer körperlich, moralisch und geistig den Frauen überlegen seien. Nahezu unwandelbar war auch die alte Vorstellung, dass die natürliche Bestimmung der Frau Ehe und Mutterschaft sei. Die Mädchen- und Frauenbildung hatte sich diesem Ziel unterzuordnen und galt für sich genommen nicht eben viel. Im Vergleich dazu genoss die Bildung der männlichen Jugend weit mehr Aufmerksamkeit.

Mädchenbildung in der Antike (7. Jh. v. Chr. – 5. Jh. n. Chr.)

Schon die alten Griechen praktizierten die geschlechtlich bedingte Einschränkung im Bildungswesen. An gewissen Orten, etwa in Sparta, wurden Knaben in Gruppen gemeinsam erzogen. Über die Art der Mädchenbildung gibt es wenig Hinweise, doch zeigen eine ganze Reihe von mit Namen bekannten Dichterinnen an, dass es auch gebildete Frauen gab. Besonders berühmt war die Dichterin

Sappho (ca. 617-560 v. Chr.), die sich als Lyrikerin einen Namen schuf und auf der Insel Lesbos einen Kreis junger Mädchen zur Erziehung um sich scharte (Giebel 1984). Aus der klassischen Zeit Athens gibt es reichliche Belege dafür, dass viele Mädchen des Lesens und Schreibens kundig waren (Lacey 1983, 153). Offenbar stand der freiwillige Elementarunterricht, in dem private Lehrer Kinderrudeln das Lesen und Schreiben einbläuten, auch Mädchen offen. Die beiden höheren Stufen der Grammatik- und der Rhetorikschule waren jedoch allein der männlichen Jugend vorbehalten. Das oberste Bildungsziel war die Rhetorik, das geschickte Reden und Argumentieren; sie bereitet auf eine politische Karriere im griechischen Stadtstaat vor. Für Frauen erschienen Grammatik und Redekunst überflüssig, da sie aus der Politik und dem öffentlichen Lebensraum sowieso ausgeschlossen waren. Dazu kam, dass viele Mädchen sehr jung, mit etwa vierzehn Jahren, verheiratet wurden, in einem Alter also, da ihre männlichen Altersgenossen – sofern sie eine höhere Bildung anstrebten – noch mitten in der Ausbildung beim Grammatik- oder Rhetoriklehrer standen. Kein Wunder, galten die Griechinnen ihren meist wesentlich älteren Ehemännern nicht unbedingt als Ausbund einer anregenden Gesprächspartnerin. *«Gibt es jemanden, mit dem du dich seltener unterhältst als mit deiner Frau?»* fragte denn auch boshaft der Geschichtsschreiber und Schriftsteller Xenophon (ca. 430-354 v. Chr.), und er fuhr fort: *«Falls überhaupt, jedenfalls nicht viele.»* Er zitierte auch Sokrates (ca. 470-399 v. Chr.), der die Männer ermunterte, ihre Frau das Verwalten des Besitzes zu lehren: *«Und hast du sie denn nicht als blutjunges Mädchen geheiratet, die so wenig wie irgend möglich gehört und gesehen hatte? Muss man sich dann nicht vielmehr darüber wundern, dass sie irgend etwas von dem, was sie sagen oder tun soll, versteht, als wenn sie versagt?»* (Zit. bei Lacey 1983, 153). Noch herablassender liess sich Platon (ca. 428-348 v. Chr.) vernehmen, der ohne Umschweife die Meinung vertrat, dass die Lernfähigkeit einer Frau insgesamt geringer sei als jene eines Mannes (a.a.O., 154). Während die griechischen Ehefrauen im allgemeinen ein sehr zurückgezogenes Leben führten und im Normalfall nicht einmal an den Festgelagen ihres Mannes im eigenen Haus teilnehmen durften, genossen die Hetären – eine Art Edelprostituierte – einen gewissen Freiraum. Manche von ihnen eigneten sich autodi-

daktisch eine Bildung an und zeichneten sich an Festmählern als geistreiche Gesprächspartnerinnen aus.

Wie so vieles andere, kopierten die Römer von den Griechen auch das dreistufige Schulsystem. Es war im grossen römischen Reich eine weitverbreitete Sitte, dass Kinder zwischen etwa dem siebten und elften Lebensjahr Lesen und Schreiben lernten. Allüberall sammelten Elementarlehrer private Schülerinnen und Schüler um sich und führten dabei oft eine recht kümmerliche, verachtete Existenz (Bless-Grabher 1978, 36-48). Ein höheres Prestige genossen die Grammatik- und besonders die Rhetoriklehrer, die teilweise von den Städten besoldet wurden und wie bei den Griechen nur Jungen aufnahmen (Leggewie 1991, 180-182). Einzelne Frauen der Oberschicht eigneten sich dennoch via Väter oder Hauslehrer eine höhere Bildung an. Berühmt war die Syrerin *Julia Domna* (+ 217 n.Chr.), seit ca. 185 n.Chr. Gattin des nachmaligen Kaisers Septimius Severus (146-211 n.Chr.). Später führte sie für ihren Sohn, Kaiser Caracalla (186-217 n.Chr.), bei dessen Abwesenheiten zeitweise die Regierungsgeschäfte. Sie besass vielbewunderte Kenntnisse in Philosophie, Geometrie und anderen Wissenschaften, pflegte bei Audienzen philosophisch-wissenschaftliche Gespräche zu führen und unterhielt am Hof einen Gelehrtenzirkel. Als ihr Sohn Caracalla 217 n. Chr. ermordet wurde, hungerte sie sich zu Tode (Kytzler 1994, 87).

Hypatia von Alexandria (370-415)

Beispiele gelehrter Frauen aus spätrömischer Zeit sind auch aus der berühmten ägyptischen Hochschulstadt Alexandria bekannt, in der sich die grösste Bibliothek der alten Welt befand. Gemäss einer mittelalterlichen Legende war *Katharina von Alexandrien* (Abb. 1), die ums Jahr 300 als Christin den Martertod erlitt, hochgebildet, übertraf in einer öffentlichen Disputation mit fünfzig heidnischen Professoren diese an Gelehrsamkeit und bekehrte sie zum christlichen Glauben. Im Spätmittelalter war Katharina eine derart populäre Heilige, dass es kaum eine christliche Kirche gab, in der nicht ihr Bild mit ihren Attributen Rad, Richtschwert und manchmal auch ein Buch zu sehen war (Kleinau/Opitz 1, 1996, 114f.).

Historisch besser fassbar als Katharina ist die Philosophin und Naturwissenschaftlerin *Hypatia* (370-415), die wohl im Musaion (Universität) von Alexandria aufwuchs und von ihrem Vater, dem Mathematik- und Astronomieprofessor Theon, eine sorgfältige Ausbildung erhielt. Anschliessend reiste sie zur Weiterbildung nach Athen und Italien und soll die Männer sowohl durch ihre Schönheit wie durch ihren Verstand beeindruckt haben. Nach ihrer Rückkehr nach Alexandria übernahm sie als erste Frau einen Lehrstuhl für Mathematik und Philosophie. Kurz vor dem Untergang der antiken naturwissenschaftlichen Tradition kamen zahlreiche Studenten nach Alexandria, um ihre Vorlesungen über Mathematik, Astronomie, Philosophie und Mechanik zu hören. Ihr Heim wurde zum intellektuellen Zentrum, in dem wissenschaftliche und philosophische Fragen diskutiert wurden (Alic 1987, 55-59; Kytzler 1994, 80-82).



Abb. 1: Die gelehrte hl. Katharina (+ um 300) mit ihren Attributen Rad und Buch. Illustration aus dem Stundenbuch der Beginen des Hôtel-Dieu von Tournus, um 1474. (Foto J. M. Petit, Tournus/ F)

Von Hypatias Schriften – meist Texte für ihre Studenten – ist keine vollständig erhalten. Teile ihres Werks sind wohl in die noch existierenden Abhandlungen ihres Vaters Theon eingegangen. Ihre bedeutendste Leistung vollbrachte sie in der Algebra, indem sie einen Kommentar in dreizehn Bänden zur «Aritmetica» des Diophant schrieb, der im 3. Jh. n. Chr. in Alexandria gelehrt hatte und «Vater der Algebra» genannt wurde (Hypatias Schriften aufgezählt bei Alic 1987, 57f.). Sie entwickelte die «diophantischen Gleichungen» und präsentierte auch Alternativlösungen. Im weiteren verfasste sie eine achtbändige Abhandlung über Kegelschnitte und Ellipsen (mit denen sich auch die Sternenbahnen beschreiben lassen) und war vermutlich an Theons Revision von Euklids «Elementen der Geometrie» beteiligt. Neben Mathematik und Philosophie interessierte sich Hypatia auch für Mechanik und angewandte Technologie. Von einem ihrer Schüler, dem späteren Bischof Synesios von Ptolemais (frühes 5. Jh.), sind Briefe erhalten, die den tiefen Respekt des Schreibers vor der grossen Lehrerin erkennen lassen. Diese Briefe geben auch ihre Zeichnungen für verschiedene wissenschaftliche Instrumente wieder, darunter ein Astrolabium. Es diente dazu, als «Sternenuhr» die Position der Sterne, Planeten und der Sonne sowie den Aszendenten zu bestimmen. Daneben entwickelte Hypatia auch einen Wasserdestillierapparat, ein Instrument zur Messung des Wasserspiegels und einen Hydrometer aus Messing mit einer Gradeinteilung zur Bestimmung des spezifischen Gewichts einer Flüssigkeit.

Hypatia scheint auch politisch aktiv gewesen zu sein. Ihr Schüler Hesychius (5. Jh. n. Chr.) schrieb: «Im Philosophentaler zog sie durch die Innenstadt und sprach für alle, die zuhören wollten, öffentlich über die Lehren des Platon oder des Aristoteles oder irgend eines anderen Philosophen. (...) Die Magistraten pflegten für die Verwaltung der Staatsgeschäfte zuerst ihren Rat einzuholen.» (Zit. bei Alic 1987, 58) In dieser spätantiken Zeit war das Christentum gerade daran, das Heidentum zu verdrängen; dank der Protektion der römischen Kaiser entwickelte es sich zur neuen Staatsreligion. Als Heidin und Anhängerin des griechischen, wissenschaftlichen Rationalismus war Hypatia zunehmend gefährdet, besonders seit Cyrill (+ 444 n. Chr.) im Jahre 412 das Amt des christlichen Patriarchen von Alexandria übernommen hatte. Er vertrieb zunächst zu Tausenden die Juden aus der Stadt und betrachtete es anschliessend

als seine Aufgabe, die Gelehrtenstadt von den Neuplatonikern zu reinigen – trotz der Proteste des Orestes (spätes 4./frühes 5. Jh.), des römischen Statthalters in Ägypten, eines früheren Schülers und langjährigen Freunds von Hypatia. Vergeblich bat Orestes Hypatia, Christin zu werden, um sicherer zu leben. Im März 415 wurde sie brutal ermordet. Ein christlicher Historiker des 5. Jahrhunderts, Socrates Scholastius, schilderte die Untat wie folgt: *«Die Leute verehrten und bewunderten sie wegen ihrer einzigartigen Bescheidenheit, was ihr andererseits Neid und Gehässigkeit eintrug. Da sie zudem häufig und sehr vertraut mit Orestes diskutierte, warf man ihr vor, ihretwegen könnten sich der Bischof (Cyrill) und Orestes nicht vertragen. Kurzum, einige vorschnelle, unbesonnene Hitzköpfe, unter ihnen ihr Anführer Petrus, ein Vorleser in der Kirche, lauerten der Frau auf dem Heimweg auf und zerrten sie in die Caesarium-Kirche hinein. Sie rissen ihr die Kleider vom Leib, schnitten ihr mit scharfen Muscheln die Haut auf und zerfleischten sie. Dann vierteilten sie ihren Körper und brachten die Teile zu einem Ort namens Cinaron und verbrannten sie zu Asche.»* (Zit. bei Alic 1987, 59)

Bildung in Frauenklöstern

Mit dem Zusammenbruch des Weströmischen Reichs im 5. Jahrhundert n. Chr. wurde das europäische Bildungswesen weit zurückgeworfen. Nach der Völkerwanderung waren Germanen die neuen Herren Europas, und sie waren meist Analphabeten. Als auch sie das Christentum annahmen, zog dies wieder einen gewissen Bedarf an Bildung nach sich, denn das Christentum ist eine Buchreligion. Priester und Mönche mussten lesen können und eine Ahnung vom Latein haben, um den liturgischen Verpflichtungen nachzukommen. An Bischofssitzen und in Klöstern entstanden daher im Frühmittelalter Schulen zur Ausbildung des klerikalen Nachwuchses. Wegen dieser Zielrichtung waren Mädchen zunächst davon ausgeschlossen (vgl. Abb. 2).

Als zunehmend auch Frauenklöster entstanden, besserten sich die Bildungsmöglichkeiten für Frauen. Auch Nonnen benötigten nämlich für die Bewältigung ihres täglichen Offiziums – des Singens und Rezitierens von Psalmen und weiterer liturgischer Gebete

zu den kanonischen Stunden – eine gewisse Bildung. Zudem war es üblich, dass, ähnlich wie bei den Mönchen, während den Mahlzeiten jeweils eine Nonne aus erbaulichen Schriften vorlas.

Im Gebiet der Schweiz kamen die ersten Frauenklöster im 8. und 9. Jahrhundert auf (Augustinerinnenkloster Cazis, Kanonissenstift Schänis, benediktinisches Fraumünsterstift Zürich). Während des ganzen Mittelalters gab es aber auch religiös lebende Frauen, die nicht in einen Orden eingebunden waren. Im frühen und hohen Mittelalter waren dies vor allem die Reklusen oder Inklusen, die sich oft lebenslang in eine Zelle bei einer Kirche einmauern liessen. Eine besonders berühmte derartige Klausnerin war die vornehme und gebildete Alemannin *Wiborada* (+ 926). Schon in ihrer Jugend hatte sie von ihrem Bruder Hitto, der die Klosterschule von St. Gallen besuchte, etwas Bildung erhascht, die Psalmen auswendig und Lesen gelernt. Bücher verehrte sie geradezu. Den Mönchen des Klosters St. Gallen schickte sie als Geschenk oft schöne selbstgewobene Buchumschläge zum Einbinden ihrer Bücher (Berschin 1983, 39). Später lebte sie als gesuchte Ratgeberin in einer Zelle bei der Kirche St. Mangen in St. Gallen. Sie sah den Überfall der Ungarn auf St. Gallen voraus und warnte rechtzeitig ihre Umwelt, so dass sich die Menschen samt den Bücherschätzen des Klosters St. Gallen in Sicherheit bringen konnten. Sie selbst blieb getreu ihrem Gelübde in ihrer Zelle, in der sie am 1. Mai 926 von den Ungarn erschlagen wurde (Berschin 1983).

Im Zuge der religiösen Bewegungen des Hochmittelalters entstanden namentlich im 12. und 13. Jahrhundert zahlreiche neue Frauenklöster. Nebst den traditionellen Orden der Benediktinerinnen und Augustinerinnen traten nun vor allem Klöster der neuen Orden – der Zisterzienserinnen, Dominikanerinnen und Klarissen (Franziskanerinnen) – in den Vordergrund.

Die Nonnenkonvente liessen ihren Novizinnen eine oft mehrjährige Gundausbildung angedeihen, wozu Lesen und Schreiben, etwas Latein und liturgischer Gesang gehörten. Viele Klöster nahmen zusätzlich auch Mädchen, die nicht für das Klosterleben bestimmt waren, zur Schulung auf. So etwa warb der sächsische Herzog und spätere König Heinrich I. (+ 936), der Begründer des Deutschen Reichs, um die Hand seiner späteren Frau *Mathilde* (ca. 893-968), als sie noch Schülerin im Frauenkloster Herford war. Inkognito hatte er sie dort 908 in der Kapelle beobachtet (Diwald 1987, 162

und 170 f.). Als Herrscherin vermochte Mathilde später ihre Umwelt zu begeistern und wurde nach ihrem Tod als Heilige verehrt. Ihr Grab befindet sich noch heute neben dem ihres Mannes in der romanischen Stiftskirche von Quedlinburg/D.



Abb. 2: Auch wenn Frauen im Mittelalter das Studium der „Sieben Freien Künste“ an öffentlichen Schulen verwehrt war, wurden diese Künste selbst oft allegorisch als Frauen dargestellt. Hier die „Grammatik“, die mit der traditionellen Rute des Lehrers in der Hand über zwei Lateinschülern thront – eine Steinskulptur am Westportal der Kathedrale von Chartres aus dem 12. Jahrhundert. (Foto Editions P. L. Lefèvre, Piriac/F)

In den Frauenklöstern wurde der Unterricht teils durch Nonnen des eigenen Konvents, teils durch Beichtväter bzw. Mönche aus befreundeten oder zugeordneten Klöstern erteilt. Jedes Kloster besass eine Bibliothek und meist auch eine Schreibstube, in der Urkunden und Briefe geschrieben und oft auch auf professionelle Weise Bücher kopiert und illuminiert wurden. Das zentrale Anliegen der klösterlichen Erziehung war allerdings nicht in erster Linie der Erwerb intellektueller Fähigkeiten und wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern die Formung der Persönlichkeit im Rahmen der klösterlichen Zielsetzung. Im Vordergrund standen Demut, Gehorsam und Keuschheit, Askese und meditative Übungen, aber auch entsprechendes Benehmen gegenüber den Mitschwestern sowie die pflichtgemässe Erfüllung der Aufgaben im Gottesdienst und Klosterhaushalt.

Erst recht von Bedeutung wurde die Lesefähigkeit der Nonnen im Zusammenhang mit dem Wandel des spirituellen Lebens im Spätmittelalter, als eine Fülle volkssprachlicher Erbauungs- und Gebetbücher zur privaten Lektüre erschienen (Kleinau/Opitz 1996, 67-69).

Im Mittelalter stammten bis zum Ende des 13. Jahrhunderts so gut wie alle geistig herausragenden Frauen – Schriftstellerinnen, Dichterinnen, Heilkundige, Künstlerinnen – aus klösterlichem Umfeld. Zweifellos war das Klosterleben dem geistigen Streben förderlicher als die Treitmühle eines arbeitsintensiven Familienalltags, gab es hier doch Stille und innere Sammlung, eine Bibliothek, Schreibwerkzeug, Schulung und kulturelle Anregung.

Im deutschen Sprachbereich gilt *Hrotsvit* oder *Roswitha von Gandersheim* (ca. 930/940-ca. 990) als früheste deutsche Dichterin. Sie stammte aus niedersächsischem Adel, lebte im aristokratischen Benediktinerinnenstift Gandersheim bei Braunschweig und besass eine für ihre Zeit umfassende Bildung. Mühelos schrieb sie lateinische Geschichtsdichtungen, z.B. über Kaiser Otto den Grossen (912-973), epische Verslegenden und – in der damaligen Literaturszene ganz ungewöhnlich – Lesedramen in Reimprosa, darunter «Dulcitius» und «Abraham» (Anderson/Zinsser 1995, 247-49; Lexikon des Mittelalters, Bd. 5, Sp. 148 f.). Für diese Dramen benützte sie die Versmasse des römischen Dichters Terenz (ca. 190-159 v. Chr.). Offensichtlich wollte sie einen Ersatz bieten für dessen anstössige Komödien, die weitherum als Schullektüre im Gebrauch

waren. Gerühmt werden heute noch die Schlagfertigkeit ihrer Dialoge, der theaterwirksame Aufbau ihrer Dramen und das psychologische Einfühlungsvermögen in ihre Heldinnen und Helden (Bless-Grabher 5/1997, 19).

Ein eindruckliches Lebenswerk hinterliess auch die Mystikerin und Äbtissin *Hildegard von Bingen* (1098-1179; Abb. 3), die schon in ihrer frühen Jugend der gebildeten Klausnerin *Jutta von Sponheim* (ca. 1092-1136) zur Erziehung übergeben worden war und mit ihr und weiteren Schülerinnen im Schatten des Benediktinerklosters Disibodenberg lebte. Mit 42 Jahren begann sie, ihre Visionen in der üblichen Gelehrten- und Kirchensprache Latein niederzuschreiben. Allerdings hatte sie nie eine reguläre Lateinschule absolviert und empfand ihre grammatikalischen Kenntnisse als ungenügend, weshalb sie einen gebildeten Mönch des Klosters Disibodenberg beauftragte, ihre Texte fortlaufend grammatikalisch zu korrigieren und ins Reine zu schreiben. Nach und nach verfasste sie drei umfangrei-



Abb. 3: Die visionäre Mystikerin und Schriftstellerin Hildegard von Bingen (1098-1179) über ihrer Schreibtisch. Abbildung aus dem Codex „*Liber Divinorum Operum*“, um 1220/30 (Biblioteca Statale Lucca, Cod. 1942).

che Bücher über ihre gewaltigen Visionen zum Thema Gott, Mensch und Kosmos, aber auch natur- und heilkundliche Schriften, zahllose Briefe an führende Persönlichkeiten ihrer Zeit sowie Dutzende wunderbarer lyrischer Hymnen und Gedichte, die sie – ebenso wie ein Singspiel – auf geniale Art selbst vertonte (aktuelle Bibliographie zu Hildegard bei Kotzur 1998, 347-349). Daneben gründete und leitete sie zwei grosse Frauenklöster und unternahm bereits in hohem Alter noch mehrere ausgedehnte Predigtreisen. In ihren Schriften und erst recht in ihrer Musik war sie eigenständiger und schöpferischer als ihre männlichen Zeitgenossen. Ihre aussergewöhnliche Originalität verdankte Hildegard nicht zuletzt gerade ihrem unregelmässigen und teilweise autodidaktischen Bildungsweg, da nämlich das allein auf Tradition getrimmte «männliche» Bildungswesen ihrer Zeit jede Art von Neuerungen und Kreativität plattzuwalzen pflegte (Diers 1998, 14).

Zu erwähnen ist auch *Herrad von Landsberg* (um 1125-1195), die unter dem Titel «*Hortus deliciarum*» (Garten der Lüste) ein umfangreiches Kompendium des Wissens ihrer Zeit als eine Art Lehrbuch für ihre Mitschwestern verfasste (Anderson/Zinsser 1995, 249f.; Lexikon des Mittelalters Bd. 4, Sp. 2179). *Mechthild von Magdeburg* (ca. 1212-nach 1282) und ihre mystisch begabten Mitschwestern *Mechthild von Hackeborn* (um 1241-1299) und *Gertrud die Grosse* (1256-1301/02), die alle im Kloster Helfta/D lebten, brachten ihre Visionen und religiösen Erfahrungen teils in lateinischer, teils in mittelhochdeutscher Volkssprache und in kunstvollen literarischen Formen zum Ausdruck (Anderson/Zinsser 1995, 272 f.; Lexikon des Mittelalters Bd. 6, Sp. 437 f. und Bd. 4, Sp. 1355 f.). Eine der ersten Personen, die Biographien in deutscher Sprache verfassten, war die aus Zürich stammende Dominikanerin *Elsbeth Stagel* (ca. 1300-ca. 1360; Abb. 4), die im Kloster Töss bei Winterthur lebte. Sie schrieb das «*Schwesternbuch von Töss*» (Biografien von Schwestern ihres Klosters), stand in einem intensiven Briefwechsel mit dem Mystiker Heinrich Seuse (ca. 1295-1366), ihrem Seelenführer, und verfasste eine Lebensbeschreibung über ihn (Lexikon des Mittelalters VIII 1996, 38).



Abb. 4: Elsbeth Stagel (ca. 1300-1366) stammte aus Zürich und lebte um 1300 als schreibende Nonne im Kloster Töss bei Winterthur. Hier ihre älteste Darstellung in einer Initiale eines Codex des „Tösser Schwesternbuchs“ aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (heute in Stadtbibliothek Nürnberg, Cent V 10a).

Nicht gut bekam das Schreiben dagegen der französischen Begine Margareta Porete (ca. 1250-1310). Ihr in Altfranzösisch verfasstes Werk «Der Spiegel der einfachen Seelen» (Gnädinger 1987), das aus einem mystischen Gespräch zwischen der Liebe, der Seele und der Vernunft besteht, geriet in die Mühlen der Inquisition und wurde als häretisch verurteilt. Da sich Margareta weigerte, gewis-

sen Sätzen abzuschwören, wurde sie am 1. Juni 1310 in Paris vor einer grossen Zuschauermenge öffentlich verbrannt.

Adelige Erziehung

Wie sah die Erziehung adeliger Mädchen aus, die keine Klosterschule besuchten? – Einen Einblick in die Ideale der Zeit bietet die didaktische Dichtung des 12. bis 15. Jahrhunderts, die sich hauptsächlich der Formen des Spruchs und des Traktats bediente. Bekannt sind auch die beiden Lehrgedichte «*Winsbecke und Winsbeckin*», die im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts entstanden und unter anderem in der Manessischen Liederhandschrift enthalten sind (Kleinau/Opitz 1, 1996, 26-29). Die Gedichte fingieren ein Gespräch zwischen Vater und Sohn bzw. zwischen Mutter und Tochter. Bei der Frau und dem Mädchen konzentriert es sich auf die Fragen von Liebe und Ehe (Abb. 5). Es geht um die Bewahrung des «guten Rufs» der Tochter bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Präsenz als notwendige Voraussetzungen, einen geeigneten Heiratskandidaten zu finden. Auch der richtige Umgang mit den Symptomen der Minne kommt zur Sprache. Die Junge will sich der Macht der Minne verweigern, während die erfahrene Alte nur zu gut weiss, dass sich auch die Tochter dem traditionellen weiblichen Lebensmodell von Ehe und Kinderaufzucht nicht entziehen können wird. Ihre Aufgabe sieht sie darin, die nächste Generation möglichst reibungslos auf diese Rolle vorzubereiten. Während im «männlichen» Gegenstück des Lehrgedichts der Vater namens «*Winsbecke*» für seinen Sohn zwei verschiedene mögliche Zukunftsmodelle entwirft – entweder ein Leben im höfischen Rittertum oder ein geistliches Leben als Spitalgründer, hat das Mädchen keine Wahl: Es hat die gleiche Frauenrolle wie seine Mutter zu übernehmen.



Abb. 5: Eine adelige Mutter belehrt ihre Tochter. Illustration des Lehrgedichts „Die Winsbeckin“ in der in Zürich um 1310 geschriebenen Manessischen Liederhandschrift. (Universitätsbibliothek Heidelberg; Foto aus Kleinau/Opitz, 1996/Bd. 1, 27)

Bürgerliche Bildung in spätmittelalterlichen Städten

Mit dem Aufblühen der Städte seit dem 12./13. Jahrhundert verbreiteten sich auch die städtischen Lateinschulen, die meist eine Koproduktion von Stadt und Pfarrgemeinde darstellten und nur Knaben offen standen. Diese wurden in der Regel auch zur Verschönerung des liturgischen Gesangs in der entsprechenden Pfarrkirche beigezogen. Ebenso wie die Lateinschulen waren die im

späteren Mittelalter neu aufkommenden Universitäten für Frauen nicht zugänglich, wurden sie doch in erster Linie als Ausbildungsstätte von Klerikern angesehen. Aber auch als ihre kirchlichen Wurzeln längst in den Hintergrund getreten waren, blieben die höheren Schulen weiterhin reine Männerdomänen. Die wahre Bestimmung der Frau, so hiess es immer wieder, seien Ehe und Mutterschaft, und diese seien unvereinbar mit einem Studium (Magda-len Bless-Grabher 1998). Je mehr Berufe durch ein Universitätsstudium reguliert wurden, desto ausschliesslicher blieben sie Männern vorbehalten. Hatte es beispielsweise im 12. und 13. Jahrhundert noch weibliche Ärztinnen gegeben, war dies im späteren Mittelalter nicht mehr möglich. Akademische Berufe, etwa in den Bereichen Medizin, Jurisprudenz oder gar Theologie, blieben den Frauen nun jahrhundertlang verwehrt.

Der Wohlstand der Städte basierte auf den Kaufleuten und Handwerkern. Auch sie waren für ihre Geschäfte, ihre Korrespondenzen und Buchführung zunehmend auf Lesen, Schreiben und Rechnen angewiesen, nicht aber auf Latein. Prompt reagierten private Anbieterinnen und Anbieter auf die neuen Bedürfnisse und vermittelten in privaten «Winkelschulen» Knaben wie Mädchen die Fähigkeit des Lesens und Schreibens in der Muttersprache, manchmal auch ein klein wenig Rechnen oder ein paar lateinische Brocken.

Nicht selten lernten die Mädchen die Elementarfächer bei Beginen. Die ersten grossen Beginenhöfe waren um 1200 in Flandern, Brabant und Wallonien entstanden, von wo sich die Bewegung entlang dem Rhein und schliesslich in vielen Teilen Europas, auch im Gebiet der heutigen Schweiz, weiterverbreitete. Dabei handelte es sich um Frauen, die einzeln oder in Gemeinschaft mit anderen (in sog. Beginenhäusern) ein religiöses Leben führten, ohne einem etablierten Orden anzugehören oder feierliche Gelübde fürs ganze Leben abzulegen. Anders als die klausurierten Klosterfrauen, die von Stiftungen und ihrer Mitgift lebten, einen Grossteil des Tages mit dem Singen der liturgischen Tagzeiten verbrachten und ihre Klöster nicht verliessen, nutzten die Beginen die neuen Erwerbsmöglichkeiten der aufblühenden Städte und lebten von ihrer eigenen Hände Arbeit. Manche betreuten Kranke oder Sterbende, andere spannen und woben, wieder andere gossen Kerzen oder unterrichteten Mädchen. Auch kleine, ärmliche Beginengemeinschaften

besaßen trotz ihres sonst einfachen Lebensstils meist eine eigene Bibliothek; Beginen waren gebildeter als der Durchschnitt der Frauen. Erst in den letzten Jahren ist die Beginenforschung so richtig in Gang gekommen. Sie lässt erkennen, dass vom 13. bis 15. Jahrhundert vor allem in den Städten (auch in Schweizer Städten) ein erstaunlich hoher Prozentsatz von Frauen – um die 10 bis 15% der erwachsenen Frauen! – als Beginen lebten (Helvetia Sacra 1995).

Erste Hinweise, dass einzelne Mädchen öffentliche städtische Schulen besuchten, finden sich in Flandern und Paris schon im 13. Jahrhundert. Hier wurden im frühen 14. Jahrhundert auch die ersten städtischen Mädchenschulen ins Leben gerufen. In deutschsprachigen Landen scheinen Mädchen, zumindest in den Städten, erst seit dem 15. Jahrhundert in grösserer Zahl das Lesen und Schreiben gelernt zu haben (Abb. 6). Jedenfalls beherrschten von den Bürgersfrauen, die im späten 14. Jahrhundert geboren waren, erst wenige die Kunst des Schreibens. «*Ich schäme mich fast,*» schrieb zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine Bürgersfrau aus Augsburg einer Verwandten in Donauwörth, «*weil ich glaube, dass ich in ganz Augsburg die einzige Frau bin, die schreiben und lesen kann, und fürcht, man möchte über uns lachen, dass wir einander schreiben. Denn ich glaube, dass in ganz Wörth ausser Dir nicht eine ist, die schreiben und lesen kann*» (Kleinau/Opitz 1, 1996, 78). Die beiden Frauen tauschten sich regelmässig Briefe aus, was in ihren Augen neuartig und ungewöhnlich war.

Als der Kaufmann Hildebrand Veckinhusen 1422 bis 1425 im Schuldturm von Brügge in Flandern inhaftiert war, beklagte er sich bei seiner in Lübeck lebenden Frau Margarethe, dass er zu selten Briefe von ihr erhalte. Sie antwortete ihm, er wisse doch, dass sie nicht schreiben könne. Die Tochter Trudeke habe nicht immer Zeit, und andere schreibfähige, vertrauenswürdige Personen liessen sich nicht immer schnell genug finden, wenn sie erfahre, dass ein Briefbote Lübeck verlasse. Auch Margarethes Schwägerin Elisabeth Veckinhusen war beim Abfassen ihrer Briefe auf die Hilfe ihrer Tochter angewiesen. Vom Kölner Kaufmann Johann Sloesgin sind Aufzeichnungen erhalten, wonach ab 1426 die Töchter der Familie gemeinsam mit den Söhnen die Schule ihres Pfarrsprengels besuchten (Kleinau/Opitz 1, 1996, 78).



Abb. 6: Blick in ein bürgerliches Schlafgemach des Spätmittelalters: Der Mann ist gestorben und wird von zwei Beginen in eine Leinwand eingenäht, die Frau hat ihr Gebetbuch zugeklappt (sie kann lesen!) und trauert. Buchillustration aus dem Stundenbuch des Herzogs Philipp des Guten aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (Königliche Bibliothek Den Haag).

Wie in Köln wurden seit dem 15. Jahrhundert auch in vielen anderen Städten Mädchen aus dem Kaufmannsmilieu gemeinsam mit Jungen ab etwa dem 6. Lebensjahr in die Pfarschule oder andere niedere Schulen der Stadt geschickt. Die Dauer dieses freiwilligen Schulbesuchs war allerdings je nach Geschlecht verschieden. Knaben blieben bis zum 13. oder 14. Lebensjahr in der Schule, Mädchen nur etwa bis zum Alter von zehn Jahren. Danach mussten sie sich auf ihre anspruchsvolle künftige Aufgabe als Hausfrau vorbereiten, indem sie der Mutter bei den vielfältigen Haushaltarbeiten – wozu auch Textilarbeiten sowie die fachgerechte Lagerung und

Konservierung von Lebensmitteln zählten – zur Hand gingen. Eine offizielle, von den Zünften anerkannte Handwerkerlehre und erst recht die Erlangung der Meisterwürde – unabdingbar für die Führung eines eigenen Geschäfts – blieb Mädchen und Frauen in der Regel verwehrt. Für sie war höchstens eine passive Zunftmitgliedschaft «abgeleiteten Rechts» möglich, wenn sie die Gattin oder Tochter eines Zunftmitglieds waren. In dieser Eigenschaft durften sie z.B. an gewissen Festlichkeiten der Zünfte teilnehmen.

Christine de Pizan (1365-1431)

Die erste Frau, die öffentlich und pointiert gegen die ungleichen Bildungs- und Berufschancen der Frauen Stellung nahm, war *Christine de Pizan* (Abb. 7). Sie war 1365 in Venedig als Tochter des Tommaso di Benvenuto da Pizzano (+ 1387) geboren worden, der an der Universität Bologna 1344 bis 1356 einen Lehrstuhl für Astrologie innehatte und dann zum Rat der Stadt Venedig ernannt worden war. Da er ein Wissenschaftler von überregionalem Ansehen war, berief ihn König Karl V. «der Weise» (1338-1380) um 1365 an seinen Hof. Drei Jahre später liess er seine Familie nach Paris nachkommen. So wuchs Christine im Umkreis des französischen Königshofs auf. Ihre Eltern scheinen über ihre Erziehung unterschiedliche Auffassungen gehabt zu haben. Sie lässt nämlich später in ihrem «*Buch von der Stadt der Frauen*» im Zusammenhang mit der Diskussion um die Notwendigkeit der Frauenbildung die «Frau Rechtschaffenheit» sagen: «*Dein eigener Vater, ein bedeutender Wissenschaftler und Philosoph, glaubte keineswegs, das Erlernen einer Wissenschaft gereiche einer Frau zum Schaden; wie du weißt, machte es ihm grosse Freude, als er deine Neigung zum Studium der Literatur erkannte. Aber die weibliche Meinung deiner Mutter, die dich, wie es für Frauen gemeinhin üblich ist, mit Handarbeiten beschäftigen wollte, stand dem entgegen, und so wurdest du daran gehindert, in deiner Kindheit weitere Fortschritte in den Wissenschaften zu machen.*» (Pizan 1987, 185)

Immerhin wird der väterliche Einfluss Christines Freude und Interesse an Wissenschaft und Bildung geweckt haben. Ebenso wird sie auch intellektuelle Anregungen vom Königshof empfangen haben. Mit fünfzehn Jahren heiratete sie 1380 den zehn Jahre älteren

Notar und königlichen Sekretär Etienne du Castel (1355-1390). Wenig später verschlechterte sich die Lage der Familie, denn am 16. September 1380 starb der königliche Gönner Karl V., das Land geriet wegen des «Hundertjährigen Kriegs» (1338-1453) in eine



Abb. 7: Die Schriftstellerin Christine de Pizan (1365-1431) in ihrer Studierstube. Illustration aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts (Ms. Harl. 4431, British Library Board, London).

schwere Krise. Der Einfluss von Christines Vater am Hof nahm ab, 1387 starb er. 1390 erlag auch ihr Gatte, mit dem sie eine überaus glückliche Ehe geführt hatte, einer Epidemie. Christine fühlte sich

zunächst verloren, verharrte aber nicht im Zustand der Trauer und Resignation, denn dies erlaubte schon ihre schlechte wirtschaftliche Lage nicht. Sie hatte nun für ihre drei Kinder, ihre Mutter und eine mittellose Nichte zu sorgen. Zunächst verdiente sie sich ihr Brot mit dem Abschreiben fremder Werke, begann aber schon bald, selbst zu schreiben und einen Kreis bedeutender adeliger Gönner für sich zu gewinnen. Sie war die erste Frau, die als Schriftstellerin nicht aus klösterlichem Umkreis stammte. Mit Schreiben verdiente sie für sich und ihre Familie den Lebensunterhalt. Dabei entstand ein umfangreiches Werk, das religiöse und weltliche Lyrik, Geschichtsschreibung, Lehrdichtung, Streitschriften zur Frauenfrage, Traktate zur weiblichen Erziehung und Stellungnahmen zur politischen Situation Frankreichs umfasst.

Bereits 1399 griff sie in ihrer *«Epistre au dieu d' amour»* (Sendbrief an den Liebesgott) die allgemein akzeptierten Pauschalverurteilungen des weiblichen Geschlechts an, die damals vor allem auch in zeitgenössischen Romanen zum Ausdruck kamen (Kleinau/Opitz 1, 1996, 238). In ihrem 1405 veröffentlichten *«Buch von der Stadt der Frauen»* präzierte sie ihre Position. Sie widerlegte darin die klassischen Vorurteile von der intellektuellen, moralischen und körperlichen Unterlegenheit der Frauen, beschrieb zahlreiche herausragende Frauen der Geschichte und formulierte ein neues Menschen- und Frauenbild, das bereits künftige humanistische Ideale von der Selbstbestimmung des Menschen vorwegnahm (Christine de Pizan 1987, 35-289).

Mit diesem Buch kurbelte Christine de Pizan eine Diskussion an, die noch jahrhundertlang weitergehen, immer wieder für rote Köpfe sorgen und mit dem Fachbegriff *«Querelle des femmes»* bezeichnet werden sollte. Die Frage der Würde und Bildungsfähigkeit der Frauen wurde in den romanischen Ländern – in Italien und Frankreich – früher und intensiver debattiert als im deutschsprachigen Raum. Nebst Frauen äusserten sich in der frühen Neuzeit (16.-18. Jh.) auch immer wieder einzelne Männer durchaus frauenfreundlich. Ihre Schriften hatten jedoch wenig konkrete Auswirkungen (Kleinau/Opitz 1 1996, 238-248).

Die «gelehrte Frau» – Ideal und Schreckgespenst

Der im 15./16. Jahrhundert aufkommende Humanismus hatte ein neues Menschenbild vor Augen. Im Mittelpunkt stand die Entfaltung des selbstbestimmten Individuums. Ziel war ein umfassendes Wissen auf literarischem und naturwissenschaftlichem Gebiet. In erster Linie dachte man dabei an die Entfaltung des Mannes. Immerhin gab es beispielsweise im Italien der Renaissance nicht wenige Mädchen der Aristokratie, die bei Privatlehrern den gleichen vielseitigen Unterricht wie ihre Brüder genossen. Manch eine Familie war stolz auf die gelehrte Frau aus ihren Reihen, die in Gesellschaft mit Wissen brillierte oder gar eigene Werke schrieb (Alic 1987, 71 f.; Kleinau/Opitz 1, 1996, 121-134). Dass sie keine Universität besuchen konnte, war in der frühen Neuzeit nicht nur schädlich, denn die modernen Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften, entstanden ausserhalb der verkrusteten, konservativen Universitäten.

Das einfache Volk hatte andere Sorgen, als sich Privatlehrer zu leisten und in gelehrten Diskussionen zu ergehen. Immerhin bemühten sich nun auch die städtischen Obrigkeiten vermehrt um die Förderung und Kontrolle der Volksbildung. Anstelle der privaten «Winkelschulen» entstanden beispielsweise auch in Schweizer Städten seit dem 16. Jahrhundert öffentliche «deutsche Schulen» für Knaben und Mädchen – teils getrennt, teils gemischt. Selbst eine kleine Stadt wie Wil SG – ein Ort mit rund tausend Einwohnern – unterhielt seit dem 16. Jahrhundert nebst der bereits seit dem 13. Jahrhundert nachweisbaren Lateinschule zusätzlich je eine Deutsche Schule für Knaben und für Mädchen. Als sich dort ein gewisser, sonst nicht weiter bekannter Johannes Kneffer 1582 für die Schulmeisterstelle der Knabenschule bewarb und man ihm stattdessen jene der Mädchenschule anbot, lehnte er allerdings ab mit der Begründung, es wolle ihn «*nicht natürlich zu sin beduncken*», als Mann die Mädchen zu unterrichten! (Bless-Grabher 1985, 351) Vom höheren Schulwesen waren die Mädchen aber auch in der frühen Neuzeit weiterhin ausgeschlossen, ebenso von einer Lehre in einem zünftischen Handwerk. Der Konkurrenzkampf hatte sich gegenüber dem Mittelalter verschärft; da wollte «mann» sich zum vornherein eine allfällige zusätzliche Konkurrenz durch Frauen vom Leibe halten!

Immer häufiger flammte dann aber im 17. und 18. Jahrhundert die Frage nach der weiblichen «Bildungsfähigkeit» auf. Inzwischen hatten in ganz Europa Frauen, die durch ihre Familie eine intellektuelle Förderung erfahren hatten, Zugang zu Wissenschaftszirkeln gefunden, die ausserhalb der staatlichen Institutionen standen. Nicht wenige Frauen glänzten als Pionierinnen der Naturwissenschaften, darunter die Botanikerin, Insektenforscherin und Blumenmalerin *Maria Sibylla Merian* (1647-1717), Tochter eines Schweizers und einer Holländerin (Bless-Grabher 2/1997), sowie die bedeutende deutsche Astronomin *Karoline Herschel* (1750-1848). Besonders in Frankreich scharten oft gebildete Damen der Oberschicht eifrig diskutierende «Salons» um sich.

1742 erschien in Berlin die Schrift «Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten (...)» (vgl. Kleinau/Opitz 1, 1996, 288) der Quedlinburger Arzttochter Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin (1715-1762), in der sie die Ablehnung des Frauenstudiums als ungerechtfertigtes Vorurteil brandmarkte. Nicht mangelnde Geistesgaben, sondern mangelnder Gebrauch dieser Gaben seien der Grund, warum es weniger gelehrte Frauen als Männer gebe, schrieb sie. Sie selbst war von ihrem Vater gründlich in Latein und Medizin unterwiesen worden und führte in Quedlinburg/D eine erfolgreiche Arztpraxis. Von missgünstigen Ärzten der Stadt der Kurpfuscherei und unerlaubten Arzttätigkeit angeklagt, stellte sie sich 1754 mit Zustimmung des preussischen Königs der Promotion an der Universität Halle. Den Promotionstermin hatte sie wegen der Geburt eines Sohnes verschieben müssen, worauf ihre Gegner höhnten: «(...) *aus dem Wochen Bette unter den Doctor Huth kriechen, ist ja wohl ein Paradoxon!*» (Kleinau/Opitz 1, 1996, 289) Mit Leichtigkeit und besten Noten absolvierte sie die Examen; auch ihre Dissertation über heilende Effekte angenehm schmeckender Arzneien wurde angenommen. Sie war die erste akademisch anerkannte Ärztin und Doktorin der Neuzeit, blieb aber noch für lange Zeit eine Ausnahme (Alic 1987, 119 f.; Kleinau/Opitz 1, 1996, 288-192).

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in den meisten europäischen Ländern, darunter auch in der Schweiz, eine allgemeine elementare Schulpflicht für alle Kinder eingeführt. Auch auf dem Land besuchten nun Knaben und Mädchen die neuen Dorfschulen. Der Fächerkanon war für Mädchen etwas anders als für

Knaben, indem ihnen auch hauswirtschaftliche Kenntnisse und textiles Handarbeiten beigebracht wurden, während die Buben Geometriestunden hatten.

In den Städten entstanden im 19. Jahrhundert – oft auf Initiative von Frauenvereinen – Töchterschulen, in denen Bürgerstöchter zur standesgemässen Überbrückung der Zeit zwischen Elementarschule und Heirat eine gewisse Allgemeinbildung und Fremdsprachenunterricht (hauptsächlich Französisch) erhielten. Ein Maturitätsabschluss war an diesen Schulen nicht vorgesehen, denn was sollte «frau» mit diesem «Schlüssel zur Universität» schon anfangen, wenn doch die Hochschulen nach wie vor gegen das Frauenstudium mauerten? Ausserdem fehlte es nicht an Warnern, die das Bild allzu gelehrter Frauenzimmer als Schreckgespenst für Männer an die Wand malten. Eine solche Frau sei unattraktiv und untauglich für Liebe, Ehe und Mutterschaft, hiess es.

Hauptsächlich Mediziner behaupteten noch lange und allen Ernstes, Frauen seien generell von Natur aus zu dumm für ein Studium. Der Münchner Medizinprofessor Theodor von Bischoff legte 1872 in einer Schrift dar, Frauen hätten einen kleineren Schädel und ein kleineres Gehirn als Männer, was ihre geistige Unterlegenheit beweise (Kleinau/Opitz 2, 1996, 301). Ein anderer Mediziner, Paul Julius Möbius, behauptete, eine übermässige Beanspruchung des Gehirns führe zu Unfruchtbarkeit, zum Rückgang der Milchproduktion in der Stillzeit und zur Schädigung der nachfolgenden Generation. «*Je besser die Schulen werden, um so untauglicher werden die Weiber*» (Kleinau/Opitz 2, 1996, 303), lautete sein grobes Fazit. Dazu kam, dass die Universitäten als für Frauen unschickliche Männerdomänen galten, da sie ein Hort der Herrenwitze, des exzessiven Biertrinkens und sich unflätig aufführender Studentenverbindungen waren.

Marie Heim-Vögtlin (1845-1916), die erste Schweizer Ärztin (Abb. 8), konnte nach ihrem Studium unter lauter Männern ein Liedchen davon singen. Die Universität Zürich liess als erste Universität Europas bereits seit 1867 Frauen zum Studium zu, doch in den ersten Jahren benutzten nur Ausländerinnen, vorab Russinnen, diese Möglichkeit. Marie Vögtlin war 1869 die erste Schweizerin, die sich hier zum Schrecken ihres konservativen Vaters, eines verwitweten reformierten Pfarrers, immatrikulierte. Einer Freundin schrieb sie in den ersten Semestern: «*Es ist mir peinlich, überall*

unter Studenten zu stehen und mich passiv begaffen lassen zu müssen. Meine Kurzsichtigkeit kommt mir sehr zustatten in dieser Beziehung!» (Zit. bei Bless-Grabher 3/1997, 32) Rüde Ablehnung und Anzüglichkeiten erlebte sie erst recht während ihres Postgraduate-Studiums in Leipzig (Bless-Grabher 3/1997). Es dauerte noch bis 1909, bis auch die letzten deutschen Universtitäten das Frauenstudium zuließen. Erst ab 1920 durften Frauen auch eine Habilitation einreichen (Kleinau/Opitz 2, 1996, 346).



Abb. 8: Marie Heim-Vögtlin (1845-1916), die erste Schweizer Ärztin. (Bild Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich)

Schlussbemerkungen

Tempi passati! Die grobschlächtigen äusseren institutionellen Barrieren gegen die Frauenbildung sind mittlerweile in der westlichen Welt fast überall gefallen. Stolpersteine gibt es immer noch, aber sie sind heute subtiler und liegen einerseits in den Köpfen, andererseits auch in den unterschiedlichen äusseren Lebensbedingungen von Frauen und Männern. Immerhin hatte noch keine Generation von Mädchen so viele Wahlmöglichkeiten wie die heutige!

Literatur

Alic Margaret, Hypatias Töchter. Der verleugnete Anteil der Frauen an der Naturwissenschaft, aus dem Englischen übers. von Rita Peterli. Unionsverlag, Zürich 1987.

Anderson Bonnie S. und *Zinsser* Judith P., Eine eigene Geschichte – Frauen in Europa. Bd. 1: Frühgeschichte bei 18. Jahrhundert. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M. 1995.

Berschin Walter (Hrsg.), Vitae Sanctae Wiboradae. Die ältesten Lebensbeschreibungen der heiligen Wiborada. Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Bd. 51, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1983.

Bless-Grabher Magdalen, Cassian von Imola. Die Legende eines Lehrers und Märtyrers und ihre Entwicklung von der Spätantike bis zur Neuzeit. Verlag Peter Lang AG, Bern 1978.

Dies., Die Lateinschule der Stadt Wil (St. Gallen) im Wandel der Zeit. In: *Variorum Munera Florum – Latinität als prägende Kraft mittelalterlicher Kultur*. Festschrift für Hans F. Haefele zu seinem sechzigsten Geburtstag, hrsg. von Adolf Reinle, Ludwig Schmutz und Peter Stotz. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1985.

Dies., Maria Sibylla Merian. Zum 350. Geburtstag der Naturforscherin und Künstlerin. In: Zeitschrift «Mirjam» 2/1997, Verlag Cavelti AG, Gossau, 42-43.

Dies., Marie Heim-Vögtlin, die erste Schweizer Ärztin. In: Zeitschrift «Mirjam» 3/1997, Verlag Cavelti AG, Gossau, 32-33.

Dies., Frauenliteratur – so alt wie die Schrift. In: Zeitschrift «Mirjam» 5/1997, Verlag Cavelti AG, Gossau, 18-21.

Dies., Der lange Marsch zum Wissen. Zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. In: Zeitschrift «Mirjam» 1/1998, Verlag Cavelti AG, Gossau, 23-25.

